

Kultur & Gesellschaft

Freude am gemeinsamen Weg

Das diesjährige Jazzno jazz fokussierte vor allem auf amerikanische Musiker. Und wie ihre Kollegen aus Europa und der Schweiz setzten sie auffällig oft auf den Improvisationsgeist.

Christoph Merki

Alles glänzt an ihm. Es glänzt die grosse, goldene Armbanduhr. Es glänzt die Goldkette. Es glänzt die Krawattennadel, auch die aus Gold. Dies ist Christian McBride, US-Jazzkontrabassist mit Jahrgang 1972, eine der grossen Nummern im heutigen Jazz. Am Donnerstagabend fühlte er sich an der sechzehnten Ausgabe des Zürcher Jazzno jazz ganz zu Hause auf der Bühne. Das hing sicher auch damit zusammen, dass drei Viertel der 19 Konzerte an den vier Festivaltagen amerikanischen Musikern vorbehalten waren. Der Donnerstag, an dem McBride auftrat, gehörte gar ausschliesslich Amerikanern. Und McBride kalauerte so von der Bühne herab, man möge ihm doch einen Monitor hinstellen, damit er beim Spielen gleichzeitig die Konzerte seiner Kollegen an den anderen Festival-Spielorten verfolgen könne, die von Brad Mehldau, Meshell Ndegeocello und Robert Glasper.

Aus der Begegnung schöpfen

Sein Konzert hatte Christian McBrides Trio mit einem schlichten Blues eröffnet. Ein neckisches Abwärtsmotiv des Kontrabasses prägte ihn, und zum Schluss liessen die drei Musiker das Motiv nochmals erklingen, und weil es so schön war, noch einmal und noch einmal. Der Blues war ihnen keinesfalls eine Musik des Schmerzes. Er stand vielmehr für die Freude dieser Musiker, die Musik offenzulassen, sie zu schöpfen aus der Begegnung untereinander. Und so wirkte Christian McBrides Ensemble - Christian Sands sass am Klavier, Ulysses Owens Jr. am Schlagzeug - noch in den horrendsten Hardbop-Uptempo-Nummern des Abends enorm frei und einfallreich, und insofern war auch der erwähnte Blues zu Beginn programmatisch gewesen.



Bugge Wesseltoft (links) ging es um die Verbindung von akustischen und digitalen Tönen. Foto: Reto Oeschger

Dass der Improvisationsgeist es ist, der die Freude der Jazzmusiker an ihrer Musik mitbegründet, konnte man am selben Abend auch am Konzert des Pianisten Brad Mehldau ablesen. Mehldau trat im Duo auf mit dem 1981 geborenen Mandolinen-Virtuosen und Bluegrass-Spieler Chris Thile. Die beiden unternahmen eine Reise durch viele Welten, Charlie Parkers «Moose the Mooche» er-

klang genauso wie «Fast as You Can» der US-Singer-Songwriterin Fiona Apple. Und auch bei Bob Dylans «Don't Think Twice» liessen sich Mehldau und Thile nicht in die berühmte Vorlage einsperren. Zwar sang Thile die Lyrics. Doch er hätte sie genauso gut weglassen können: Das Eigentliche war in dieser Version nicht der Text, und schon gar nicht ging hier jemand «seinen langen einsamen

Weg», wie es Dylan sang im Song. Im Gegenteil, es ging um einen gemeinsamen Weg, um gemeinsames Improvisieren.

Aus diesem Geiste ging am Freitag auch einer der wenigen europäischen Musiker am Festival ans Werk, der norwegische Keyboarder Bugge Wesseltoft. Im Trio mit dem Kontrabassisten Dan Berglund und dem Elektroniker Henrik Schwarz ging es um eine ganz andere

Musik als bei Mehldau und Thile, um das Zusammen von akustischen und digitalen Tönen, und trotzdem hatte das miteinander zu tun: Fast noch stärker als Mehldau überliess sich das Trio dem Moment, die Vorlagen waren minimal. Diese Musiker konnten mit einem kleinen Motivchen gern mal zehn Minuten arbeiten, sie verwandelten es, rhythmisierten es, bauten es in Soundwolken ein, jagten es durch die Elektronik. Das wies zwar manchmal Längen auf, machte dies aber wett durch die offene Anlage der Musik und dadurch, dass die Musiker sich im Moment begegneten.

Swingender Jojo Mayer

Zu einer Begegnung der etwas anderen Art kam es am Samstag - wie üblich am Jazzno jazz mischen auch Schweizer Musiker mit. Der in New York ansässige Zürcher Schlagzeuger Jojo Mayer trommelte sich durch Bigband-Stücke, die einst der US-Schlagzeug-Tausendsassa Buddy Rich (1917-1987) besonders geliebt hatte - Mayer traf dabei auf das Zurich Jazz Orchestra. Fast schien sich Mayer zu Beginn zu entschuldigen dafür, dass er sich mit einer herkömmlich swingenden Musik befasse am Abend.

Mayer nahm alles als eine Art neckisch inszeniertes Theater der Vergangenheit. In dieser Gestalt war das auch reizvoll: Man hörte in den swingenden Showcases des Zurich Jazz Orchestra starke Solisten. Man hörte aber auch, wie Mayer seinen Buddy Rich studiert hat. Höhepunkt des Abends: eine zehnmittige Soloanlage. Das lief unter dem Motto «Schneller, lauter, noch schneller». Aber durch all die technisch teils ungläublichen Kabinettstücklein hindurch merkte man, wie Mayer schlagzeugerisch einen sensiblen Spannungsbogen schuf. Das glänzte auf seine Weise genauso wie das viele Gold an Christian McBrides Armen.

Kurz & kritisch



Hochpräzise Asymmetrie: Das sind die gestreiften Starbugs. Foto: Walter Bieri (Keystone)

Kabarett

Die rhythmische Sportkomik von Starbugs

Casinotheater, Winterthur - Da sind diese drei Berner, Fabian Berger, Martin Burtcher und Wassilis Reigel, die sich Starbugs nennen, Sternenkäfer. Man weiss nicht recht, warum, aber das macht nichts. Sie sind schon im Zirkus Knie aufgetreten (2009) und auch sonst herumgekommen in der Welt mit ihrer wortlosen, aber geräuschintensiven komischen Sportgymnastik, deren kabarettistisches Wesen die Einzelnummer ist - was sie jetzt aber sehr konditionsstark abendfüllend betreiben. Bei «Crash Boom Bang» führte Nadja Sieger von Ursus & Nadeschkin Regie. Sie sei in die drei verliebt, wie sie nach der Premiere sagte, und hat ihnen das Abendfüllen eingeredet - ganz gegen die Starbugs-Natur.

Der Abend hat nämlich keinen langen Atem, sondern wird nur durch Tempo künstlich beatmet. Die Einzelnummern hetzen sich jetzt fast zu Tode. Kleine Geschichten sind in den rasanten gymnastischen Übungen angedeutet: von Melkern und Kühen; von zwei Cowboys und einem Indianer, der ihnen den Marsch

auf der Blockflöte blasen will; auch von der Coolness ambitionierter Breakdancer, die traurig scheitert an einer zu weiten Hose und einem klemmenden Reissverschluss. Aber darauf kommts nicht an. Der Starbugs-Humor steckt in der Gymnastik, die Komik in den beherrschten Körpern. Und der Eindruck ist: Als die Starbugs ihre erste Nummer einmal hatten, hatten sie all ihre Nummern: die symmetrische Choreografie, die hochpräzise Asymmetrie, das bewusste artistische Ungeschick, den Ohrfeigenhumor von Zirkusclowns und das etwas rampensäuische Augenzwinkern, das zum Klatschen animiert. Ihr aparter mittlerer Blödsinn ist nur selten ein höherer. Seltsam, wie trägt plötzlich eine abendfüllende Schnelligkeit wirkt. So weit eine Minderheitenmeinung, dem Premierenapplaus nach zu schliessen.

Es wurde viel im Takt geklatscht, am Ende stehend. Viele Kinder waren im Publikum, und wenn die Einzelbeobachtung zählt: Sie hatten grosses Vergnügen, verstanden alle Witze, und die schlüpfrigen haben ihnen nicht geschadet.

Christoph Schneider

Nächste Vorstellung: Basel, 7. 11.

Konzert

Schostakowitsch mit venezolanischem Swing

Zürich, Tonhalle - Man sagt, die Wahrheit habe eine leise Stimme. Das stimmt nicht, erfuhr man am Konzert des Youth Orchestra of Caracas. Selten spielte ein Jugendorchester so laut - und seltener noch so wahr, wie die 14- bis 22-jährigen Venezolaner mit ihrem Dirigenten Dietrich Paredes. Ihre Musik kommt von Herzen und geht zu Herzen - auch wenn man in puncto Stilsicherheit manchmal ein Ohr zudrücken muss.

«El Sistema» heisst der beispiellose venezolanische Musikunterricht, der Kinder von der Strasse holt, sie mit Nahrungsmitteln und Instrumenten versorgt. Sofort erhalten die Jungmusiker Gruppenunterricht; die Grösseren kümmern sich um die Kleineren, die noch Grösseren um die Nächstkleineren.

«Gemeinsam sind wir stark», schien es denn auch aus den gespielten Werken zu jubeln. Schon in Silvestre Revueletas' «Sensemaya», dessen archaische Klänge dem Temperament und der Grösse des Orchesters (13 Trompeten, 16 Kontrabässe!) entgegenkamen. Etwas feingliedriger: Evencio Castellanos' «Santa Cruz de Pacarigua», mit einer Klangpalette von Ravel bis zu Klassik gewordenem Kitsch, welche die Musiker mit geradezu lasziver Rhythmik ausspielten. Am schönsten war es aber, wenn es laut wurde und alle an einem Strick zogen. Dann brachen sämtliche Dämme; höchste Konzentration mischte sich mit entspanntem Swingen; pure Spielfreude flutete den Saal. Nur dass man sich dafür Dmitri Schostakowitschs 7. Sinfonie, die «Leningrader», ausgesucht hatte, war irritierend, handelt sie doch vom Zweiten Weltkrieg. Das Orchester schien sich nicht daran zu stören, dass die von Schostakowitsch eingebauten, fragilen Erinnerungspassagen in ihrer Version überaus handfest tönten. Vielleicht hatte es in diesem Punkt gar nicht so unrecht, denn Schostakowitsch spielte zeit seines Lebens zwischen den Ebenen Ironie und Ernst Verstecken. Man fackelte nicht lange und rief umso lauter: Gefunden! Anna Kardos

Konzert

Popcaan mit viel Eifer, aber wenig Triumph

Zürich, Clubraum, Rote Fabrik - Die Vorzeichen standen auf Triumphzug an diesem Samstagabend. Lange Schlangen hatte es vor den Toren des Clubraums, lange Schlangen an der Bar, eine wohlige Portion nervöse Vorfreude in der Luft und zappeligen Dancehall-Sound zur Aufwärmrunde (die bei Reggae-Konzerten bekanntlich immer etwas länger andauert). Dazu erwartete man mit Andre Jay Sutherland alias Popcaan einen Künstler, der eines der spannendsten Urban-Music-Alben des Jahres als Lockvogel vorausgeschickt hatte.

Das Werk, «Where We Come From», besticht durch einige Hits und einen hochpräzisen Sänger. Vor allem aber durch ein klares, druckvolles Klangbild, das aktuellen Pop mit Dancehall, Reggae, R & B und Hip-Hop zusammenführt. Geschuldet ist das zu einem ansehnlichen Teil wohl dem New Yorker Produzenten Dre Skull, der die Gesamtleitung des Musikprojekts innehatte. Nun, Dre Skull - bekannt von seinen Arbeiten für Popcaans mittlerweile lebenslänglich inhaftierten Mentor Vybz Kartel, für Snoop Dogg, Pusha T oder Beanie Man - war am Samstag nicht anwesend, um an den Reglern zu drehen. Stattdessen brachte Sänger Popcaan mit der Dub Akom Band fünf Instrumentalisten aus Marseille mit, die sich redlich abmühten, ihm zu folgen.

So wurde eifrig losmusiziert und auf die Signale des Frontmanns reagiert, aber bloss Kitsch aus den Synthesizern rausgeholt. Nur leider fand all diese Eifrigkeit nie ganz mit dem Gesang des Frontmanns zusammen. Und dieser - so alleine gelassen, ohne Subbass, ohne Druck, ohne Präzision - war bei seinem engagierten Tun seltsam ausgestellt und liess seinerseits die stimmliche Tragfähigkeit vermissen. Bald wurden die Nummern eher hektisch absolviert als sauber performt. Vielleicht hätte er spontan auf Konserve umrüsten sollen. Denn so war es ein frustrierender Abend, wohl für ziemlich alle. Adrian Schröder

Warnung vor Prozesslawine

Noch diesen Monat will das Berner Kunstmuseum entscheiden, ob es die Gurlitt-Sammlung übernehmen will. Der Jüdische Weltkongress rät davon ab.

Ronald Lauder, Präsident des Jüdischen Weltkongresses, hat das Kunstmuseum Bern davor gewarnt, das Erbe von Kunsthändler Cornelius Gurlitt voreilig anzunehmen. Wenn das Museum den Nachlass antrete, «wird es die Büchse der Pandora öffnen und eine Lawine von Prozessen auslösen». So Lauder in einem Interview, das er zusammen mit der deutschen Kulturstaatsministerin Monika Grütters dem Nachrichtenmagazin «Der Spiegel» gab. Grütters bestätigte, dass die deutsche Regierung mit dem Museum in Bern verhandle. Es bekenne sich wie alle Beteiligten zu der von Gurlitt noch zu Lebzeiten zugesicherten Aufarbeitung, auch zur Restitution von Raubkunst.

In Bern will man bis zum 26. November über den Nachlass entscheiden; er enthält Werke von so bekannten Künstlern wie Picasso, Chagall und Matisse. Der Stiftungsrat werde dann beschliessen, ob das Museum das millionenschwere Erbe des deutschen Kunstsammlers antrete oder nicht, wie eine Sprecherin bereits Anfang Oktober erklärt hatte.

Cornelius Gurlitt, der Sohn von Adolf Hitlers Kunsthändler Hildebrand Gurlitt, stand mit seiner rund 1600 Bildern umfassenden Sammlung monatelang im Zentrum einer hitzigen Debatte um Nazi-Raubkunst. Er starb am 6. Mai dieses Jahres in München und hatte das Kunstmuseum Bern zuvor als Alleinerben in seinem Testament eingesetzt.

Der deutsche Staat und Bayern erklären sich laut «SonntagsZeitung» bereit, allfällige Prozesskosten zu tragen, falls das Kunstmuseum Bern mit Klageverfahren konfrontiert würde. (SDA)